

# Vor, in und nach dem Kriege

In eigener Sache

Mit tiefer Verwunderung blickt man auf anständige Menschen und gute Musikanten, die im Kriege ihr redlich Teil dazu beigetragen haben, daß er in Revolution ausgelassen ist, und die jetzt die Angst vor ihrer eigenen Courage zu wahrhaft staatserkaltenden Elementen macht. Nachdem sie einen Schritt vorwärts getan haben, möchten sie gerne wieder zwei Schritte zurücktun. Wenn ihr Wesen ihnen gebietet, Revolution zu Vereinsstatutenänderung abzuschwächen — sollen sie doch. Aber das genügt ihnen nicht. Wer ändern Temperaments ist; wer B sagen will, weil er A gesagt hat; wer die Ueberzeugung hegt, daß jetzt oder nie neues Leben aus den Ruinen gelockt werden muß: der erregt ihren hellen Zorn, und dieser Zorn berät sie so schlecht, daß ihre seelenkennerische Milde sich in giftige Ungerechtigkeit wandelt. Solch einen anständigen Menschen und guten Musikanten, der genau über mich Bescheid weiß, verblendet politische Ggnerschaft derart, daß er in einer ungewohnten Tonstärke mir die Frage zuruft, warum ich nicht während der großen vier Jahre ebenso wacker Opposition getrieben habe wie jetzt. fehlte nur noch, daß er das Kosewort Feigling gebrauchte. Nun ja: wir Alle, mit Ausnahme von Karl Liebknecht und ein paar andern wirklichen Helden, haben uns schuldig zu bekennen, daß wir nicht Märtyrer geworden sind. Aber wie darf ein Deutscher, dem einigermaßen bekannt ist, was die Zensur getrieben hat, wie darf gar ein Publizist, der unter diesem tückischen Scheusal nicht minder zu stöhnen gehabt hat als ich — wie darf der mir vorwerfen, daß ich im Kriege gekuschelt habe! Wie darf der die berechnete Ausnutzung einer langersehnten Zensurfreiheit als Revolutions-Byzantinismus verdächtigen! Wie darf der die folgerichtigkeit der Entwicklung eines bedrohlich roten Blattes anzweifeln, eines Blattes, dessen erster Laut, als sich im Alter von neun Jahren von der Schaubühne nicht mehr befriedigt fühlte, ein wilder Schrei der Opposition war! Wie darf der mich zwingen, die Belege dafür zu erbringen, daß diese Entwicklung tatsächlich lückenlos organisch erfolgt ist!

Anno 1913 erkenne ich, daß es seine Gefahren hat, ein Feld absondert von allen andern zu beackern. Programmatisch kündige ich an, daß wir jetzt nicht mehr nur die Welt bedeutenden Bretter, sondern auch die Welt selbst betrachten wollen. Wir betrachten zunächst die deutsche Welt, und sie reizt uns zu heftigstem Widerspruch. Nichts unhaltbarer als die üble Nachrede, daß wir den armseligen Faststaff-Mut bewiesen, auf den erlegten deutschen Löwen loszuschlagen; aber ehemals . . . In seinen gesündesten Tagen schreckt mich nicht seine Gliederpracht und sein Mordsgebrüll. Zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum Wilhelms des Zweiten verfasse ich eine Betrachtung — als ich nach seiner Verjagung den Abdruck hier silbengetreu wiederhole, erbitten mißtrauische Leser das alte Heft, weil sie kaum für möglich halten, daß man dergleichen in der Aera des Majestätsbeleidigungsparagraphen gewagt hat. Das Menetekel Zabern erscheint in Flammenschrift. Wir schlagen um uns. Wir schreiben „den braven Bürgern“ ins Stammbuch: „Ihr fühlt nur unter Kolbenstößen euch wahrhaft wohl im Vaterland. Verdammst, die sich derart entblößen, nachdem sie selber sich entmannt! Euch werde fernerhin in Gnaden der Säbel übers Hirn gehaut! Ihr seid des Deutschen Reichs Kastrierten! Hurra, du Eisen

braut!“ Wir leiden namenlos unter einer muffigen Vormärzluft und fragen entsetzt am ersten April 1914: „Wo sind wir? Was ist da alles? Wo gleiten wir hin?“ In die große Zeit.

\*

Wie ich die große Zeit begrüßt habe, ist festgehalten in meinen „Ersten Tagen“. Die Zensurstelle bei dem Oberkommando in den Marken faßt sehr bald eine heiße Neigung zu mir. Es setzt schriftliche Belehrungen und telephonische Ermahnungen. Es setzt höfliche Einladungen zu feierlichen Vernehmungen vor dem Chef des Stabes. Es setzt Beschlagnahmungen mit allen Schikanen. In Nummer 45 von 1915 beginnt der neue Mitarbeiter Cunctator, die kapitalistische Wirtschaftsordnung als die Urheberin, Nutznieherin, Verlängererin dieses Krieges anzulagen. Worauf kommt es an? „Es kommt nicht darauf an, wieviel Prozente der Beute, die der Kapitalismus aus diesem Kriege davonträgt, dem Volke gnädigst überlassen werden; sondern darum handelt es sich, daß der Kapitalismus die Macht verliere, noch ein Mal vor seinen Sichelwagen die Millionen der Unbeteiligten zu spannen.“ In einer Anthologie politischer Publizistik dürften einige dieser Artikel nicht fehlen. „Es mag ja sein, daß die imperialistischen Herren das deutsche Kriegsziel richtig sehen. Wenn aber ihnen gestattet sein soll, die Meinung offen zu sagen, so kann nicht von Denen, die anderer Ansicht sind, Schweigen verlangt werden.“ Kann nicht? Es wird ja immerzu; doch mein Zensor muß grade beurlaubt und ohne einen Vertreter sein. „Wir hoffen, daß aus dem Weltkrieg die Zersetzung des Kapitalismus, des scheinbar triumphierenden, und die Machtentfaltung des demokratischen Sozialismus sich entwirken werde.“ Solche Hoffnungen im Dezember 1915, auf der Höhe der deutschen Erfolge? Der Anarchist Gustav Landauer, dem das Gefängnis vertraut ist, fragt mich kopfschüttelnd, wann ich erwartete in Schutzhaft genommen zu werden. „Durch die Illusionen des Patriotismus verflaut“; „der patriotisch geschminkte Optimismus“; „es war eine nationale Tat, daß in den Landtagen von Sachsen und Bayern auf die Zensur mit Keulen geschlagen wurde“: geschriebenes Dynamit, das entsprechend wirkt. Stürmische Danksgagen aus ganz Deutschland. Was seit sechzehn Monaten Menschen in einer vertierten Welt kaum aussprechen dürfen, finden sie plötzlich sogar gedruckt. Cunctators Weihnachtsgedicht: „Nur das Volk kann durch den Nebel des dynastisch interessierten Kapitalismus hindurch jene Arbeitsgemeinschaft erringen, die den ersten Schritt zur Kultivierung der Welt darstellen wird. Nur die Internationale des Proletariats kann die Krise des national verbrämten Kapitalismus überwinden.“ Der letzte Satz des siebenten und letzten Artikels. Mein Zensor ist offenbar zu den feiertagen von seinem Urlaub zurückgekehrt, und am Heiligabend liegt das Verbot des ganzen Blattes unter meinem Baum.

Bedingung für die Aufhebung: Einwilligung in die Vorzensur. Ich schwanke nicht einen Augenblick. In diesem Herentessel von Irrsinn, Hinterhältigkeit, Lüge und Infamie ist die winzigste Wirkung besser als gar keine. Außerdem: einmal wird ja der Krieg doch zu Ende sein. Dann wird man gut machen müssen, was er gesündigt hat. Dann wird man umsomehr nützen können, je mehr man inzwischen die Position des Blattes befestigt hat. Aber freilich: Vorzensur — das ist nicht allein eine Vorverlegung, sondern eine erhebliche Verschärfung der Zensur. Der allzu liberale Vorzensor wird an die front veretzt und streicht deshalb lieber zehn Sätze zu viel als eine Silbe zu wenig. Cunctator, nach

einer Pause von sechs Wochen, nennt sich Germanicus, da sonst die Verzerrung die ganzen Artikel, nicht bloß Sätze ablehnen würde. Den größten und schönsten Teil dieser abgelehnten Sätze habe ich jeweils Abgeordneten des Reichstags und Landtags für ihren Kampf wider die Zensur überwiesen. Aber man höre aus meinem Reservoir:

Die zweieinhalb Jahre Zuchthaus, die Liebknecht zudiktirt bekam, sind schlimmer als die Nichtbestätigung, die gegen den überlauten Organisator der Fronde Herrn Kapp verfügt worden ist.

Die Dreistigkeit mancher alldeutschen Tintenhelden verlegt mit plumper Ungeduld das Gesetz des Möglichen, welches das oberste der Politik genannt werden muß. Im übrigen tröpfelt der Schimpf, den das Organ der einstigen Deklaranten dem deutschen Volke zuzüßt, aus Unwahrheit und Mangel an Sachkenntnis.

Wir erinnern uns des Lärms der durch die Straßen spazierenden Alldeutschen und des Ernstes, mit dem der Kaiser die Erklärung des Kriegszustandes so lange wie irgend möglich verweigerte. Zu lange, um nicht übereifrige Gelegenheitsmacher bis zur vorschnellen Herausgabe der Mobilmachungsbefehle aufzureizen.

Grausam spannen sich die Leichenfelder um unsre Grenzen heilige Zeugen für die Opfer des Volkes: Deutsche, Franzosen, Engländer und Russen, Oesterreicher und Italiener liegen nebeneinander. Schweigsam und doch vernehmlich redend. Die Sprache dieser unzählbaren Toten ist deutlich, von einer unwiderstehlichen, jeden Widerstand niederbrechenden Entschiedenheit. Die Millionen Arme dieser Erschlagenen stoßen durch die Erdschollen, ragen und brausen wie ein Wald, fordern und drohen: die Geburt der Menschheit.

Der Fürst zu Salm-Horstmar schrieb das scheinbar Kühne, aber eigentlich doch nur eigensinnige Wort, „daß wir den Krieg verloren haben werden, wenn wir nicht als Siegespreis auch die Herrschaft über die flandrische Küste heimbringen“. Es ist bekannt, daß Theodor Wolff beim Lesen dieses Satzes vom Stuhle gefallen ist und insolge dessen seine Feder für acht Tage in die Schublade legen mußte. Zur gleichen Zeit aber dekreditirte der Heros aller Unentwegten, gereizt durch Harnacks Wort, daß Belgien kein Irland werden dürfe: „Es würde sich hier nicht um Akte der Unterdrückung, der Grausamkeit und wirtschaftlichen Ausfaugung handeln, sondern um Schutz nach außen mit den geeigneten Mitteln und auf unerschütterlicher Grundlage, ferner um Schutz nach innen und im Innern, mit andern Worten: um einen Akt der Befreiung und der Ordnung.“ Da das vom Stuhle fallen zur Zeit eine gefährliche Angelegenheit zu sein scheint, so wird man sich damit begnügen müssen, den Grafen Reventlow einen rabulistischen Monomanen zu heißen. Es ist kein erfreuliches Zeichen, daß dieser vielschreibende Einpeitscher zwar nicht, wie er vorgibt, das deutsche Volk hinter sich hat, wohl aber immer noch einer laut klirrenden und viel plappernden Kohorte voranmarschirt. Der Graf kann nicht anders als sich in Extremen bewegen.

Es gehört zu den unbegreiflichen Verantwortungslosigkeiten, daß immer wieder angebliche Männer, die von der Leistungsfähigkeit der U-Boote nicht mehr wissen können, als ihnen gesagt worden ist, über die Verwendung dieser Kriegswaffe besser orientirt sein wollen als die berufenen Sachleute. Man stelle sich vor, daß

irgendeine Tafelrunde sich befugt glaube, für eine Verschärfung der Kavallerie-Angriffe einzutreten. Man würde diese Bierköpfe zum mindesten komisch, wahrscheinlich aber noch anders finden. Die Ungefügigen, die tagaus tagein sich darum bekümmern, daß die oberste Leitung der Marine nicht alles tue, was sich gehöre, scheinen noch niemals die Lächerlichkeit ihres von niemand in Anspruch genommenen Anstaaßschreies empfunden zu haben. Der Vorgang wäre ja wirklich nur zu belächeln, wenn er nicht zugleich geeignet wäre, vor dem Ausland die Tatkraft der berufenen Regierungsstellen zu kompromittieren. Zur Niederkämpfung Englands sind der Kanzler, der Chef des Generalstabs und der Marine, sind vor allem Bethmann und Hindenburg berufen. Es ist endlich an der Zeit, daß der Unfug der anmaßenden U-Boot-Dilettanten aufhört. Wir möchten meinen, daß unsere Heeresleitung, die auf zwei Jahre erfolgreicher Schlachten zurückblicken kann, es nicht nötig hat, sich von tobendem Unverstand Mißtrauen aufhalten zu lassen. Die ganze Ungeheuerlichkeit des Vorgangs aber ergibt sich aus der mehr als bedauerlichen Tatsache, daß die Reichsregierung die komplizierten Einzelheiten, um die es sich bei dem Kampf um die Leistungsfähigkeit der U-Boote handelt, den Aktionsradius, die Tauchdauer, nicht etwa nur die Ziffer der vorhandenen Boote, unmöglich öffentlich diskutieren kann.

Die Fanfaristen des Unmöglichen wollen nicht so sehr dieses Unmögliche, als vielmehr sich die Sicherheit verschaffen, die Wahrscheinlichkeit einer Neugeburt des Reiches von unten herauf, wie sie der Kanzler vom ersten Tage des Krieges an als die große innerpolitische Selbstverständlichkeit angekündigt hat, zu verhindern.

Nach dem Kriege wollen wir das Reich ausbauen, daß es wirklich und endgültig neu sei und keinen Raum mehr gewähre für alle Die, denen das Volk wohl eine Notabel ist, wohl eine Kulisse, hinter der selbstsüchtige Ziele versteckt werden können, keinesfalls aber das eigentliche Subjekt des Staates. Wir werden unsern Wechsel schon präsentieren: er ist mit Blut geschrieben worden.

Man wird mir sicherlich glauben, daß ich hestelang fortfahren könnte. Als ich einmal nahe daran war, über dieses schändliche Fälschungssystem tobstüchtig zu werden, und um jeden Preis eine Entlastung meines gemarterten Hirns und Herzens brauchte, da schmuggelte ich einen Artikel ein, den ich nicht vorgelegt hatte. Es war im Hochsommer; vielleicht war mein Zensur wieder auf Urlaub. Aber stracks kam der folgende Brief:

Die Nummer 31 der Zeitschrift 'Die Schaubühne' bringt auf Seite 128 bis 134 einen Artikel der, obwohl zensurpflichtig, hier nicht zur Zensur vorgelegt worden ist. Die Redaktion wird wegen dieses Zensurverstoßes ernstlich verwahrt mit dem Bemerkten, daß sie im Wiederholungsfalle schärfere Maßnahmen zu gewärtigen hat.

Sich auf einen Kampf mit so ungleichen Waffen einzulassen, war ziemlich zwecklos. Er erschien übrigens plötzlich nicht mehr nötig. Eines Tages, nachdem ein paar Artikel hintereinander hatten unbeanstandet bleiben können, wurde ich mit der Mitteilung überrascht, daß die Vorzensur für mein Blatt aufgehoben sei. Ich traute meinen Augen nicht; und hatte schließlich auch allen Grund, die Geschenke der Danaer zu fürchten. Und richtig: nach aller kürzester Frist kam die Nachricht, daß in Zukunft jede Zeitschrift vor der Drucklegung zu einer Vorzensur für

Bewilligung des Ausfuhrstempels eingereicht werden müsse. Ich ging sofort aufs Oberkommando, um zu erkunden, was diese Vorzensur eigentlich treffen solle. Der diensttuende Offizier bekannte mir, daß die Presse-Abteilung sich gegen die neue Maßnahme bis zuletzt gewehrt habe, daß aber das Große Hauptquartier darauf bestanden habe. Die Absicht der Vorzensur sei einzig: zu verhindern, daß auf dem Weg über das neutrale Ausland Angaben und statistisches Zahlenmaterial kriegswirtschaftlicher und sonstwie nationalökonomischer Art ins feindliche Ausland gelangten. Auf meine besorgte Frage, ob es sich nicht in Wahrheit um eine verkappte Form der politischen Vorzensur handle, die man direkt und offen nicht habe erweitern wollen, erwiderte mir der Oberleutnant, daß davon keine Rede sei. Aber tatsächlich war von nichts anderem die Rede. Aus meinem Blatt wurden jedenfalls auch in dieser Ära der Vorzensur nur Sätze beseitigt, die der Annektionsgier der Militärpartei entgegentraten oder aus andern Gründen den Alldeutschen unbequem waren. Das ging so Monat um Monat, der gefesselte Germanicus gab, leider, immer weniger Anlaß zu Strichen, ich kriegte graue Haare vor Wut und Schmerz über die Attacken auf mich und meine andern Mitarbeiter, und schließlich waren vier Jahre um, und ich konnte meine Hoffnung auf den Reichskanzler-Prinzen Max von Baden bauen. Der dieser Schande gewiß ein Ende setzen würde. Ach, du lieber Himmel! Nichts rührte sich und — hier das finale einer Eingabe, die zu machen ich schließlich gezwungen war:

Meine Bitte geht dahin, mich von der lästigen und entwürdigenden Vorzensur für die Bewilligung des Ausfuhrstempels befreien zu wollen. Den Ausweg, den ich zunächst gewählt habe: daß ich nämlich einfach auf die Ausfuhr verzichte, hat den großen Nachteil für mich, daß ich viele hundert Leser im neutralen Ausland und in den besetzten Gebieten verliere. Der Volksregierung, welche Wiederherstellung des freien Worts zugesichert hat, kann es unmöglich erwünscht sein, daß ein unabhängiger Schriftsteller, der sich in einem demokratisierten Lande nicht mehr der Willkür soldatischer Instanzen unterwerfen will, dafür durch Schädigung seines Vermögens und Schwägerung seiner Wirkung gestraft wird. Lieber aber noch werde ich diese Schädigung und Schwägerung hinnehmen als in die Vorzensur zurückkehren, die an jedem Dienstag der Woche den Betrieb meiner Druckerei von früh morgens bis drei Uhr nachmittags lahmgelegt hat, weil so lange gewartet werden mußte, ob nicht ein Leutnant auf höhern Befehl der Meinung wäre, daß es zu Deutschlands Heil sei, die Wahrheit über das Treiben unverantwortlicher militärischer Elemente zu unterdrücken. Werde ich auch jetzt noch, wo „Pressfreiheit gewährleistet“ ist, ohne durchgreifenden Schutz vor diesen Elementen gelassen, so würde es mir und allen meinen Kollegen von einiger Selbständigkeit schwer fallen, einen grundlegenden Unterschied zwischen der todeswürdigen Gegenwart und der so verheißungsvoll eingeläuteten Zukunft zu erkennen.

Bevor meine Eingabe auf dem Amtswege bis zu der Stelle gelangt war, die sie vielleicht irgendwann einmal ohne Antwort gelassen hätte, war ein neuer Pharao zur Herrschaft gelangt, und der wußte nichts von Josef und ließ ihn in ungeahnter Freiheit tichten und trachten.

\*

Darüber sind nun schon wieder fünf Monate verstrichen, und ich blicke bis 1914 zurück, und daß ich, ich für mein eigenes Teil, in dieser

ganzen „zensurvergitterten“ Zeit doch immer deutlich genug die Wahrheit gesagt habe, erscheint nachträglich selbst mir als eine regelrechte Kunstleistung. Freilich wars eine, die Nerven kostete. Als der Krieg zur Neige ging, war man krank, und wem Selbstbeobachtung das geringste Vermögen der Einfühlung in eine fremde Hygienik verliehen, der mußte verstehen, was ich hier am einunddreißigsten Oktober 1918 ein paar Leifetretern erwiderte, die sich über den Ton meines Blattes bitter beklagten: „ . . . Jetzt nimmt man, freiwillig oder leider auch unfreiwillig, noch Rücksichten. Aber sollte die Schweikerei je zu Ende sein, und sollte ich dieses Ende erleben, so wird hier ein Ton gepfiffen werden, ein Tönchen, daß euch Hören und Sehen vergeht. Es ist ein Wunder, daß wir in all dem Jämmer jeder Art, den wir all diese Jahre stumm hinunter würgen mußten, nicht unrettbar erstickt sind — und da verlangen Sie daß eine Stunde länger als unbedingt nötig hinuntergewürgt wird? C nein. Der Kessel ist überheizt, das Ventil ächzt und knirscht danach, geöffnet zu werden, und gibts keine vorzeitige Explosion, sondern be rechtzeitiger Oeffnung einen verhältnismäßig friedlichen Auspuff, so wird immer noch den empfindlichen Trommelfellen zu raten sein, sich in stillere Gegenden zu verfügen.“

Sie ließen und lassen sich, zu meinem Bedauern, nicht raten. Sie bleiben Zeugen, wie ich mir Mühe gebe, mein seelisches Gleichgewicht wiederherzustellen, mich dadurch wieder gesund zu machen, daß ich alles, einfach alles herausschleudere, was sich durch einundfünfzig Monate in mir angesammelt hat. Zugestanden, daß das für harmonischere Gemüter kein lieblicher Anblick ist. Aber meine Gesundheit, die sich in Krämpfen erneuert, hat sogar größeres öffentliches Interesse als das Behagen der Zärtlinge, die doch robust genug sind, Erfindungen über mich auszustreuen, weil sie natürliche Vorgänge sich entweder nicht erklären können oder nicht wollen. Sie schildern — ich rede nicht von dem Lumpengefüdel, sondern von achtenswerten Berufsgenossen — einen Schriftsteller, der vor dem Kriege genau dieselben Objekte des Hasses und der Liebe gehabt hat wie nach dem Kriege, und der sich im Kriege nur der rohen Gewalt gebeugt hat, als einen behenden Milkläufer, einen Abschöpfer ohne Ueberzeugung oder mit jeweils profitverheißendster Ueberzeugung. Wie gerne wär' ich von diesem Schlag! Es gab eine herrliche Konjunktur für mich. Die braven Bürger, die Angst vor der Revolution haben, wären unendlich dankbar gewesen für eine Wochenschrift, die ihre Besorgnisse zerstreute, sich schützend vor ihren Geldbeutel stellte, von überstürzter Sozialisierung abmahnte, maßvoll alle fürs und Widers erwog, zum offiziellen Organ der Deutsch-demokratischen Partei ernannt worden wäre und eine Riesenauslage sichergehabt hätte. Und diese braven Bürger, die vermöge ihrer Allgemeinbildung und ihrer literarischen Kenntnisse meine geistig wie stilistisch gleich anspruchsvolle Zeitschrift begreifen und dankbar genießen würden, wenn sie nur ihre wirtschaftlichen Vorteile wahrnähme — die haue ich Rindvieh vor den Kopf, indem ich auf die Seite derjenigen Elemente trete, die zwar die Flamme im Blute haben, aber erst durch die zähe Arbeit von Jahren zum Verständnis einer publizistischen Kunstform erzogen werden müssen. So sitze ich zwischen zwei Stühlen, so lange wenigstens, wie es dauern wird, bis die Bürger den Sozialismus und die Arbeiter das Niveau für mein Blatt erworben haben werden, und trage bis zu der Stunde die Ueberschrift: Der Kriegshardite als Revolutionschmaroger oder So sind sie alle.